

Kontinuität oder Epochenbruch? Zeitenwende oder geschichtliche Schwelle?

Zur Zeitgeschichte der Integration der häuslichen Ökonomie von Frauen in die formelle Ökonomie

Barbara Duden

Die Frage, ob und in welcher Weise die Geschichte von Frauen seit den 1970er Jahren durch einen Epochenbruch ging, stellte sich mir anlässlich einer Vorlesung in Wien im Wintersemester 2013/14: „Für Lohn und Liebe. Grundprobleme aus der Geschichte der Erwerbs- und Familienarbeit von Frauen“. Als Historikerin, die weiß, dass der Bezug zur Gegenwart grundlegend ist für jedes Nachdenken über die Vergangenheit, wollte und musste ich in der Jetzt-Zeit beginnen und klären, wo der ‚Ort‘ von Frauen heute ist. Unmittelbar war klar, dass für diese Lokalisierung Arbeitsmarkt, Familie und Sozialstaat zusammen betrachtet werden müssen. So erstellte ich eine Sammlung von Statistiken. Dabei geriet ich in eine Sackgasse, die mich zur Frage im Titel inspirierte. Beim Nachdenken über die Position von Frauen und Männern in der Gegenwart und aus einer längeren geschichtlichen Distanz heraus bin ich an eine Grenze meiner analytischen Möglichkeiten gestoßen.

Das Tableau, zu dem ich Daten aus Deutschland zusammentrug, sieht ungefähr so aus: Zunächst zum Arbeitsmarkt. Seit den 1960er Jahren stieg die Erwerbsarbeit von Ehefrauen, Hausfrauen, auch von Müttern kleiner Kinder. Sie arbeiten vor allem in dem nach der sogenannten Erdölkrise in den 1970er Jahren expandierenden Sektor aus Gesundheitswesen, Bildungswesen, Gastgewerbe, Lebensmittel- und Drogeriegewerbe. Dieser Sektor beschäftigt immer mehr Frauen in kürzeren Einsatzzeiten und in prekären Beschäftigungsverhältnissen. Die zunehmende Frauenerwerbstätigkeit bedeutet also meist nicht, dass diese nun in „Normalarbeitsverhältnisse“ kommen, die unbefristet, tarifvertraglich und durch soziale Versicherungen abgesichert sind. Vielmehr wurde in Deutschland durch Reformen (vor allem durch Hartz IV) ein Arbeitsmarktsegment im Niedriglohn geschaffen. In Zahlen: Weniger als ein Viertel aller erwerbstätigen Frauen arbeiteten 2008 „normal“, das heißt, drei Viertel waren in „a-typischen“, für Frauen aber typischen Beschäftigungsverhältnissen tätig. Schaut man auf die Gesamtheit aller sozialversicherungspflichtigen Voll- und Teilzeitarbeitsplätze, erreichen

Frauen nur 62,4 Prozent des Bruttoeinkommens von Männern. Deshalb hat sich an den im Schnitt 19 Prozent niedrigeren Einkommen von Frauen seit den 1970er Jahren nichts verändert. Knapp ein Drittel, also eine von drei weiblichen Vollzeitbeschäftigten, arbeitet für Niedriglohn. Bei Männern liegt der Niedriglohnanteil in Vollzeit bei einem Zehntel. In Deutschland schufen die sogenannten „Gesetze für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ (Hartz IV) ausdrücklich arbeitsrechtliche Regulierungen für „einfache Tätigkeiten“, die aus der Versicherungspflicht herausgenommen wurden. Damit wurden „haushaltsnahe“ Tätigkeiten gefördert, die Nachfrage nach „einfachen Pflegekräften“ wurde bedient, im Gesundheitswesen konnten so geringfügige Beschäftigungsmöglichkeiten geschaffen werden. Diese Reformen haben dazu geführt, dass ein deregulierter (nicht versicherter), niedriglöhniger Arbeitsmarkt mit flexibilisierter Teilzeit und geringfügiger Beschäftigung geschaffen wurde. Mittlerweile stellen Frauen fast zwei Drittel der im Niedriglohn Beschäftigten in Deutschland. Aus Umfragen wird klar, dass die meisten Frauen längere Erwerbsarbeitszeiten bräuchten, da sie das Haupteinkommen der Haushalte bestreiten. „Immer mehr Frauen arbeiten immer kürzer – die Erwerbsarbeit ist also nicht zwischen Männern und Frauen umverteilt worden, sondern zwischen den Frauen selbst.“¹

Zweitens die unbezahlte Sorge- und Hausarbeit: In Deutschland wurden 2011 nur knapp ein Drittel aller Pflegebedürftigen stationär versorgt, und die anderen zu Hause und hier zumeist von weiblichen Verwandten. Die häusliche Pflege durch Angehörige machte den Löwenanteil aus: Fast die Hälfte aller Pflegebedürftigen wurde ausschließlich von Angehörigen gepflegt.² Barbara Stiegler hat für 2009 ausgemacht, dass es sich um einen Umfang von neun Milliarden Stunden jährlich handelte, was sie mit rund 3,2 Millionen Vollzeitarbeitsplätzen gleichsetzt.³ Wenn man diese unentlohnte Arbeit mit sieben Euro pro Stunde beziffert, müssen wir an 63 Milliarden Euro denken. Dazu müssen wir weitere Zahlen zur unbezahlten Hausarbeit berücksichtigen:⁴ Frauen arbeiten im Schnitt 31 Stunden pro Woche unbezahlt zu Hause, Männer 19 Stunden. Auf die Erwerbsarbeit verwenden Männer im Schnitt 22,5 Stunden, Frauen ungefähr zwölf Stunden pro Woche. Insgesamt sprechen wir für Deutschland über 96 Milliarden Stun-

1 Claudia Weinkopf, Niedrig-, Kombi-, Mindestlöhne, in: Kai Eicker-Wolf u. a. Hg., In gemeinsamer Verantwortung. Die Sozial- und Wirtschaftspolitik der Großen Koalition, Marburg 2009, 117–141, 137.

2 Vgl. Deutsches Statistisches Bundesamt, Pflegestatistik 2011, unter https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Gesundheit/Pflege/PflegeDeutschlandergebnisse5224001119004.pdf?__blob=publicationFile, Zugriff: 22.8.2014.

3 Vgl. Barbara Stiegler, Zur Care-Arbeit in Deutschland, in: Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung Hg., WISO Diskurs: Antworten aus der feministischen Ökonomie auf die globale Wirtschafts- und Finanzkrise, Bonn 2009, 27–32, 28.

4 Aus der Zeitbudgetstudie des Statistischen Bundesamtes 2003, zit. nach: Karoline Dietel, Soziale „Sicherungen“ – sozial, neoliberal, geschlechtsneutral? Eine Untersuchung zu den Widersprüchen ausgewählter Staatsreformen seit Rot/Grün, unveröffentlichte Bachelorarbeit, Institut für Soziologie, Leibniz Universität Hannover 2010, 22.

den geleisteter unbezahlter Arbeit und 56 Milliarden Stunden geleisteter Erwerbsarbeit im Jahr. Die unbezahlten Hausarbeiten nehmen im Vergleich also das 1,7-fache der bezahlten Erwerbsarbeit in Anspruch! In der Zeitbudgetstudie des Statistischen Bundesamtes von 2003 wurde ein Stundenlohn von sieben Euro angesetzt und die Gesamtrechnung dieser Arbeit in den Haushalten beläuft sich damit auf einen annähernd unvorstellbaren monetären Gegenwert von 684 Milliarden Euro. Die Arbeit in den Haushalten wird nicht weniger, sie wächst vielmehr an. Reorganisationen im Gesundheitsbereich im Zuge der Ökonomisierung belasten direkt die Haushalte, die als Auffangbecken dienen, etwa für die Versorgung zu früh entlassener PatientInnen, das heißt nicht ausgeheilte Kranke. Man könnte diese betrieblichen Kostensenkungen als „Re-Familialisierung“, als „Rückverlagerungen“ von bisher entlohnt verrichteten Pflegeleistungen in die unentlohnten Arbeiten von Familien bezeichnen.⁵

Drittens noch ein Puzzle in diesem Tableau. Mascha Madörin, eine feministische Makroökonomin, hat 2006 für den Kanton Baselland die Zeitbudgets studiert, um die Menge von unentlohnten, haushaltlichen mit der von entlohnten, personenbezogenen Dienstleistungen gemeinsam zu untersuchen. Aus Sicht der Volkswirtschaftlerin zeigt sich, dass die unentlohnten privat verrichteten Hausarbeiten von Frauen und Männern und der Dienstleistungssektor, der mit Versorgung, Gesundheit, Erziehung und so weiter zu tun hat, die Bruttowertschöpfung des Finanzsektors (der Schweiz) weit übersteigt. In Summe sind es unglaublich viele Arbeitsstunden (Hausarbeiten, Versorgungsarbeiten), die in den Haushalten meist von Frauen getan werden und die, wenn sie entlohnt in formellen Dienstleistungen verrichtet werden, disproportional gering bezahlt werden.⁶ Indem Mascha Madörin alle Arbeitsstunden dieser „anderen Wirtschaft“, ob entlohnt oder nicht, addiert, zeigt sie eindrucksvoll, dass neben den anderen Wirtschaftssektoren ein riesiger Sektor haushaltlicher und institutioneller Dienste besteht, in dem vorrangig Frauen tätig sind. In diesem „Sektor“ sind in der Schweiz acht von zehn Frauen tätig. Nach Mascha Madörins Berechnungen verbringen Frauen vier Fünftel ihrer Lebensarbeitszeit in diesem *Care*-Sektor.⁷

Dieses Tableau, in dem ich die Beschäftigungsverhältnisse, Arbeitszeiten und Einkommen von Frauen in der Bundesrepublik sowie verausgabte Zeiten in der Schweiz in Bezug auf unentlohnte und entlohnte sogenannte „personenbezogene Dienstleistungen“ auflistete, muss um die von Migrantinnen geleisteten Arbeiten in Privathaushalten und Institutionen ausgeweitet werden. Zwischen Deutschland und Polen zum Beispiel

5 Sigrid Leitner, Ilona Ostner, u. Margit Schratzenstaller, Einleitung: Was kommt nach dem Ernährermodell? Sozialpolitik zwischen Re-Kommodifizierung und Re-Familialisierung, in: dies. Hg., Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch. Was kommt nach dem Ernährermodell?, Wiesbaden 2004, 9–20.

6 Vgl. Mascha Madörin, Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze, in: Denknetz Jahrbuch 2007: Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung, Zürich 2007, 141–162.

7 Vgl. Madörin, Neoliberalismus, wie Anm. 6, 146.

hat sich ein „Pflegemarkt“ etabliert, den Frauen aus Polen in Pendelmigration füllen. Sie verlassen im zeitlichen Turnus ihr Herkunftsland, um in Deutschland in privaten Haushalten in der 24-Stunden-Betreuung hilfsbedürftige Menschen zu versorgen oder in Krankenhäusern die Fußböden zu schrubben und das Geschirr zu waschen.⁸ Ein ukrainischer Professor schätzte in einem Vortrag, den er 2009 für Studierende aus Hannover hielt, die auf Exkursion in die Ukraine gereist waren, die Rückzahlungen, die *remittances*, ukrainischer ArbeitsmigrantInnen auf ein Drittel des Bruttoinlandsprodukts (BIP) der Ukraine.⁹

Ein solches Tableau stellt dar, dass Frauen in Deutschland und in der Schweiz auf eine verwirrende Weise – von den Daten her – in einer ähnlichen Situation gelandet sind wie die Frauen in den 1950er und 1960er Jahren. Sie tauchen darin in den Kategorien der personenbezogenen und haushaltsnahen Tätigkeiten auf, die heute unter dem Begriff *Care* zusammengefasst werden und die wir damals, in den 1970er Jahren, „Hausarbeit“ genannt hätten. Christina Stecker, eine Sozialwissenschaftlerin, spricht in Bezug auf den Einzug von Frauen auf den formellen Arbeitsmarkt von einem „Fluch der Verheißung“ und fragt, ob nicht in sämtlichen Wohlfahrtsstaaten Europas (insbesondere in Dänemark, den Niederlanden und Großbritannien) Frauen vom Regen in die Traufe gekommen seien. Gleichgültig, ob der Wohlfahrtsstaat sozialdemokratisch oder konservativ gestaltet war, werden darüber hinaus ihre Rechte und bisherigen Versorgungsansprüche aufgrund der Ehe oder weil für sie als Frauen Sonderregelungen galten, zum Beispiel beim Rentenalter, abgebaut, mit Verweis auf den Erwerbsarbeitsmarkt, der jedoch zumeist der prekäre *Care*-Arbeitsmarkt ist.¹⁰ Hinzu kommt, dass die Beschäftigungszeiten von Frauen kürzer und vor allem brüchiger sind, sie also insgesamt geringe Rentenanwartschaftszeiten haben.¹¹ Dennoch wurde ihre bisherige Absicherung, etwa die „Hinterbliebenenrente“ (Witwenrente), (in den Niederlanden und Großbritannien) gekürzt, mit dem Verweis, sie seien ja zukünftig länger auf dem Erwerbsarbeitsmarkt, da sich (in den Niederlanden) „das männliche Familiernährermodell überholt habe“.¹²

8 Vgl. dazu Sigrid Metz-Göckel, Senganata A. Münst u. Dobrochna Kalwa Hg., Migration als Resource. Zur Pendelmigration polnischer Frauen in Privathaushalte der Bundesrepublik, Opladen 2010.

9 Die offiziellen Schätzungen sind niedriger. Die Weltbank schätzt für 2012 *remittances* in der Höhe von 8,45 Milliarden USD, vgl. unter <http://econ.worldbank.org/WBSITE/EXTERNAL/EXTDEC/EXTDECPROSPECTS/0,,contentMDK:22759429-pagePK:64165401-piPK:64165026-theSitePK:476883,00.html#Remittances>. Bei einem BIP von gerundet 176,60 Milliarden USD, vgl. unter <http://search.worldbank.org/all?qterm=remittance+ukraine&language=EN&op=>, sind das also knapp 5 % des BIP. Zugriffe: 22.8.2014.

10 Vgl. Christina Stecker, Der Fluch der Verheißung, Kommodifizierungszwang und De-Kommodifizierungsrisiko im „adult worker model“, in: Leitner/Ostner/Schratzenstaller, Wohlfahrtsstaat, wie Anm. 5, 234–256.

11 Vgl. Stecker, Fluch, wie Anm. 10, 249.

12 Stecker, Fluch, wie Anm. 10, 251.

Dieses Tableau ist die Hinterbühne für das Spektakel des Abbaus von Geschlechterhierarchien und die Herstellung von Gleichheit zwischen den Geschlechtern. Das politische Manuskript bedient sich einer Fülle von Floskeln und Schlagwörtern, welche direkt aus der Zweiten Frauenbewegung der 1970er Jahre zu stammen scheinen: mehr Gleichheit, Emanzipation durch Erwerbstätigkeit, weg mit dem „Ernährermodell“, Gleichbehandlung von Männern und Frauen im Gesetz, mehr Umverteilung der Hausarbeit und so weiter. Die Reformen, die auf eine undurchsichtige Weise im Namen der Neuen Frauenbewegung zu stehen beanspruchen, scheinen paradoxe Effekte hervorzu- bringen: sie versprechen auch für Frauen die Möglichkeit, individuell von der Erwerbs- arbeit leben zu können und zeigen, dass sich seit vierzig Jahren das Lohndifferential zwischen Männern und Frauen nicht verändert hat; sie versprechen Selbstverwirkli- chung durch Erwerbsarbeit und haben ein Ghetto von prekarierten Beschäftigungs- verhältnissen gerade in jenem Sektor der Dienstleistungen arbeitsrechtlich ermöglicht, in dem vorwiegend Frauen entlohnte Arbeit finden.

Wo bin ich beim Denken angestoßen, angesichts dieses statistischen Tableaus? In einer Falle? Die Frage, die das statistische Tableau mir aufdrängte, war die nach der Ineffizienz von Gleichstellungspolitiken. Sie unterstellt entweder die Stagnation eines Fortschritts der Emanzipation von Frauen oder eine Fortsetzung der gleichen Ge- schichte: Schon wieder oder noch immer putzen, spülen, pflegen Frauen und sind niedriger bezahlt als Männer. Muss ich denken, dass die Frauenbewegung zwar poli- tisch einflussreich war, aber unbedeutend für den Gang der Geschichte? Ich war per- plex: Kann es sein, dass das statistische Tableau mir eine Auffassung von Geschichte aufdrängt, die die Geschichte von Frauen behindert?

1. Kontinuität oder Epochenbruch?

Historikerinnen stellen in ihren Studien fest, dass das Versprechen auf Gleichheit, Gleichbehandlung, Gleichbezahlung und der gleichen Verteilung von Lasten zwischen Frauen und Männern nicht eingelöst wurde. Sie betrachten die Geschichte von Frauen im Lichte der Kontinuität von noch immer segregierten Arbeitsmärkten und einer noch nicht verwirklichten Gleichheit. Etwa auf einer Tagung in Hofgeismar im No- vember 2010, wo die Frage der Periodisierung für die Frauengeschichte besprochen wurde. Die Einladenden griffen das Konzept des „Strukturbruches“ auf, das Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael in die Debatte um die 1970er Jahre eingebracht hatten.¹³ Die Leitfrage der Tagung lautete: Gibt es einen „Strukturbruch“ in der Ge- schlechterordnung und falls ja, wann hätte der stattgefunden? Die meisten Vortragenden

¹³ Vorträge dieser Tagung sind erschienen in Julia Paulus, Eva-Maria Silies u. Kerstin Wolff Hg., *Zeitge- schichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik*, Frankfurt a. M. 2012. Vgl. dazu auch die Rezension des Bandes in diesem Heft.

den kamen zu dem Schluss, dass es keinen „Strukturbruch“ gegeben habe. Eine der Vortragenden stellte fest, dass Großnarrative der Zeitgeschichte wie „Strukturbruch“ wenig weiterhelfen in der Frage, weshalb in der Bundesrepublik Deutschland die ganz-tägige schulische Kinderbetreuung nicht vorankam. Gerade „in Hinblick auf den Wandel weiblicher Arbeitsverhältnisse ließe sich kaum von einem Strukturbruch Mitte der 70er Jahre sprechen“¹⁴ und so weiter. Kurzum, in der Diskussion überwog die Meinung, man müsse die These von einer Zeitenwende in den 1970er Jahren umkehren und Beharrungskräfte untersuchen: Immer noch finden sich Frauen in Tätigkeiten, die mit der Sorge und Versorgung anderer Personen zu tun haben, immer noch ist der Durchschnittslohn von Männern höher als der von Frauen.

Im Kontrast dazu habe ich aus den Lektüren von und Gesprächen mit Ökonominen verstanden, dass wir irgendwann in den 1970er Jahren eine Zeitschwelle passiert haben, vom „Fordismus“ zum „Postfordismus“, die sich durch eine Umschichtung charakterisieren lässt: eine Ökonomie, deren Stützpfiler Produktion und Massenkonsum waren, wurde durch eine Ökonomie abgelöst, deren meist wachsender Sektor im Dienstleistungsbereich und insbesondere im personenbezogenen Dienstleistungssektor liegt. Insofern sprechen Ökonominen von einem Umbruch im Sinne der Integration von Frauen in jene neuartige Ökonomie, also von einer neuen Funktionalität der Tätigkeiten von Frauen. Tove Soiland wendet die These der Landnahme von Rosa Luxemburg auf die 1970er Jahre an, dass nämlich die Haushalte und unentlohnten Tätigkeiten von Frauen als neue Kolonie entdeckt wurden, auf welche das Kapital seitdem zugegriffen hat, um eine „Krise der Kapitalverwertung“ zu überwinden.¹⁵ Ähnlich gehen Anhängerinnen der Regulationsschule wie Silke Chorus davon aus, dass es in den 1970er Jahren eine „Krise des Kapitalismus“ gab, die durch einen Wechsel der Regierungsweise, der Produktionsverhältnisse und so weiter überwunden wurde, wobei bisher unentlohnte Tätigkeiten von Hausfrauen in die formelle Ökonomie überführt wurden.¹⁶ Beide sprechen von einer dem Kapitalismus inhärenten Dynamik, die darauf hinauslief, ehemals private Hausarbeit nun über den Markt zu organisieren. Janine Brodie hat sich mit der Programmatik von Sozialstaatsreformen befasst, die auf eine Neuordnung von Zuständigkeiten zwischen Markt, Staat und privaten Haushalten seit den 1970ern hinausliefen, wobei insbesondere die privaten Haushalte belastet

14 Monika Mattes, Reformen und Krisen: Ganztagschule und Frauenerwerbsarbeit in der Bundesrepublik, in: Paulus/Silies/Wolff, *Zeitgeschichte*, wie Anm. 13, 179–201, 200.

15 Tove Soiland, *Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie*, Vortrag an der Universität Wuppertal, Oktober 2013, unveröffentlichtes Manuskript.

16 Silke Chorus, *Ökonomie und Geschlecht? Regulationstheorie und Geschlechterverhältnisse im Fordismus und Postfordismus*, Saarbrücken 2007; dies., Care-Seiten in der politischen Ökonomie, in: *Das Argument*, 292 (2011), 392–401. Die Regulationsschule, die in den 1970er Jahren entstand, knüpft an marxistische Theorien an, geht jedoch von historischen Konstellationen des Kapitalismus aus, die sie untersucht, vgl. Chorus, *Ökonomie*.

wurden.¹⁷ Diese Analysen gehen allesamt von einer epochalen Transformation aus, die sie um die 1970er Jahre ansetzen und am Wirtschaftswachstum, dem BIP oder an sinkenden und dann wieder steigenden Profitraten festmachen, also an makroökonomischen Größen, die ungefähr zu dieser Zeit ein Minimum durchlaufen haben.

Angesichts dieser Diskussionsstränge von Historikerinnen und Ökonominen muss ich mich fragen, ob wir vor einer Kontinuität oder vor einem Epochenbruch in der Geschichte von Frauen, der häuslichen Ökonomie und den haushaltlichen Tätigkeiten stehen. Beide Argumentationsstränge haben etwas für sich. Es stimmt, dass das Lohn-differenzial zwischen Frauen und Männern das gesamte 20. Jahrhundert über bei etwa 19 Prozent blieb, und weder die Frauenbewegung noch eine Politik, die versprach, Frauen in existenzsichernden Erwerb zu bringen, haben etwas daran geändert. Ebenso stimmt, dass der Abbau finanzieller staatlicher Zuwendungen und der Erwerbsarbeitszwang, die nach den 1970er Jahren selbstverständlich wurden, die privaten Haushalte und insbesondere Frauen in eine neue Situation der Verknappung von Geld und Zeit brachten. Dieses Nebeneinander einer Kontinuität der Geschlechtsbindung haushaltsbezogener Tätigkeiten und der ökonomischen Schlechterstellung von Frauen einerseits, andererseits Theorien von Ökonominen, dass hier ein Epochenbruch in den 1970ern stattgefunden hat – Stichwort: Fordismus und Postfordismus –, wirft die Frage auf nach den Zusammenhängen dieses zeitgeschichtlichen Paradoxons: dass Frauen, nachdem sie in den 1970er Jahren heraus aus der Hausarbeit und hinein in den Erwerb kamen, von ihren Haushalten in einen *Care*-Sektor gelangt sind, der nichts anderes ist als die marktformige Ausgestaltung von Hausarbeit und versorgenden Tätigkeiten. Stehen wir also vor einem verwirrenden Nebeneinander einer Formverwandlung *und* einer Kontinuität in der Situation von Frauen?¹⁸

17 Vgl. Janine Brodie, Die Re-Formierung des Geschlechterverhältnisses. Neoliberalismus und die Regulierung des Sozialen, in: Widerspruch, 46 (2004), 19–32.

18 Auch bei den ZeithistorikerInnen und in der Debatte über den Strukturbruch im Verlauf der 1970er Jahre konnte ich kaum Ansätze finden, welche einen Zusammenhang zwischen Haushalt und Dienstleistungen thematisieren würden. In ihrer Studie: Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2008, schauen Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael nicht hinreichend auf die Veränderungen der Arbeitsverhältnisse von Frauen; im Sammelband von Knud Andresen, Ursula Bitzegeio u. Jürgen Mittag Hg., Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) seit den 1970er Jahren, Bonn 2011, unternimmt Monika Mattes eine erste Sichtung des zeitgeschichtlich kaum erschlossenen Terrains, vgl. dies., Krisenverliererinnen? Frauen, Arbeit und das Ende des Booms, ebd., 127–140. Die Autorin schlägt vor, statt des (männlichen) Normalarbeitsverhältnisses in Krise das „Ernährer-Hausfrau-Modell“ heranzuziehen, um „die Widersprüchlichkeiten und unterschiedlichen Geschwindigkeiten des stattfindenden Wandels zu erschließen“, ebd., 140.

2. Vom statistischen Tableau und von ökonomischer Theorie führt kein Weg in die Geschichte

Um dieses Nebeneinander historisch zu befragen, war es nötig, die noch immer eingängigen Polarisierungen in Erwerbsarbeit versus Hausarbeit, entlohnte versus unentlohnte Tätigkeit, produktive versus reproduktive Arbeiten et cetera aufzugeben. Erstens, weil diese polarisierenden Begriffe wie Plus und Minus der Beurteilung des statistischen Tableaus zugrunde liegen, das dadurch erst zu einem Zeichen für Fortschritt, Stagnation oder Rückschritt von Geschichte wird. Zweitens, weil sie einer historischen Analyse der Heraufkunft personenbezogener Dienstleistungen im Kontrast zu und im Zusammenhang mit jener Hausarbeit, welche die Frauenbewegung in den 1970er Jahren thematisierte, im Wege steht. Ich nahm mir also vor, die Geschichte der Frauen in der Zwischensphäre von haushaltlichen Tätigkeiten und Erwerbstätigkeiten zu suchen. Beim Versuch, an diese Geschichte zwischen häuslicher Ökonomie und formeller Ökonomie heranzukommen, musste ich eine weitere Schwierigkeit klären. Weder von der Statistik und ihren Kontinuitäten noch ausgehend von den ökonomischen Analysen lassen sich die Verschiebungen in dieser Zwischensphäre untersuchen, die irgendwann zwischen den 1950ern und 1970ern stattgefunden haben müssen.

Die statistischen Zahlen verdecken hinter der sachlichen Homogenität wachsender und schrumpfender Mengen das, was sich wirklich ereignete: Dass die Anzahl erwerbstätiger Frauen zugenommen hat, ist eine Aussage, welche Zeitlichkeit im Bilde des Fortschritts fasst, wobei Fortschritt nichts anderes ist als die Veränderung eines Parameters, des Umfangs einer Menge. Nackte Zahlen führen nicht in die Geschichte, sie zeigen beispielsweise nichts von der Art, Bedeutung, Bewertung, Form von Erwerbstätigkeit, welche sich möglicherweise radikal gewandelt hat. Es ist nicht möglich, mit Hilfe von Statistiken historische Schwellen zu fassen – außer in der rein quantitativen Dimension, etwa „Umbruch“ im Sinne von zuerst sinkenden und dann wachsenden Indizes und „Kontinuität“ im Sinne zahlenmäßiger Konstanz.

Was die ökonomischen Theorien betrifft, so hat Bob Jessop meine Schwierigkeit auf den Punkt gebracht, als er die Geschichtsschreibung vor einem Funktionalismus warnte, demzufolge eine ökonomische Krisendynamik automatisch dazu führen müsse, was die Gegenwart zeitigt.¹⁹ Tatsächlich hat sich ausgehend von marxistisch orientierten Analysen eine quasi-historische Sicht verselbständigt, der entsprechend die 1970er Jahre eine Zeitenwende bilden, die sich an den zuerst sinkenden und dann wieder steigenden Bruttoinlandsprodukten, etwa der europäischen Nationalstaaten, festmachen lässt. Ich war lange perplex ob dieser quasi-historischen „Periodisierung“, quasi-historisch deshalb, weil nicht die erlebte und durchlaufene Zeit, sondern das BIP dort als Zeitachse fungiert. Die geschichtlichen Veränderungen gehen nicht aus dem Sprechen und Handeln und dem

19 Vgl. Bob Jessop, *Post-Fordism and the State*, in: Ash Amin Hg., *Post-Fordism – A Reader*, Oxford 1994, 251–279, 275.

Bezugsgewebe zwischen Personen hervor, sie scheinen vielmehr Ausfluss eines Automatismus zu sein, analog der logischen Entfaltung eines Arguments in der Zeit. Jessop mahnte an, dass konkrete Analysen fehlten, die das Ineinandergreifen der Epochen historisch und wirklichkeitsdicht situieren. Nur so ließe sich vermeiden, die Vergangenheit durch ein theoretisches Konstrukt zu kolonisieren, indem alles, was geschah, als zwingende Konsequenz eines Automatismus der Steigerung des BIP interpretiert wird. Dies hieße, statistische Größen und ökonomische Konzepte zur Ursache der Vergangenheit zu machen und den Sinn, die Widersprüche und Konflikte, die mit wirklichen Geschehnissen einhergingen, unter der Vorstellung ihrer Funktionalität für die Akkumulation von Kapital zu vergleichsgültigen beziehungsweise Geschichte als Naturgeschichte zu behandeln.

Es ging mir also darum, ob es möglich wäre, an wenigen Schneisen in die Vergangenheit diese Frage des Nebeneinanders, Ineinanders und Nacheinanders von historischen Ereignissen im konkreten Stoff der Geschichte zu veranschaulichen. Ist es möglich, nicht ausgehend von einer Theorie, sondern von meinen Vorurteilen über das, was für die gegenwärtige Lage von Frauen charakteristisch ist (zum Beispiel die Zergliederung von Tätigkeiten in elementare Maßnahmen), nach historischen Verschiebungen, Umbrüchen, Schwellen in der kritischen Wahrnehmung von Hausarbeiten und Erwerbsarbeiten von Frauen zu suchen und daraus eine Genealogie des personenbezogenen Dienstleistungssektors zu entwickeln, die mir erlaubte, die ahistorischen Axiome der Gegenwart sichtbar zu machen (etwa die Annahme, den elementaren Maßnahmen einer „Pflegekraft“ entspreche eine elementare Pflegebedürftigkeit des Menschen)?

In diesem Aufsatz will ich einen einzelnen Aspekt herausgreifen. An der Genese der Teilzeitarbeit (1), am Untergang des Hausarbeitstages (2) und an Ego-Dokumenten über die haushaltlichen Tätigkeiten von Frauen aus den 1970er und 1980er Jahren (3) will ich aufzeigen, dass die Vorstellung von einer klaren Definition der Periodisierung in „Epochenbruch oder Kontinuität“ dem Verständnis dessen entgegensteht, was wirklich, also konkret und unmittelbar erfahrbar, geschehen ist. Dabei beziehe ich mich auf die Bundesrepublik. Die Schneisen, die ich in die Vergangenheit lege, sollen am geschichtlichen Stoff zwischen den 1950er und 1980er Jahren zwei unsichtbar verbundene Tendenzen sichtbar machen: einmal der Bedeutungsschwund der häuslichen Ökonomie und die Entwertung der Arbeit von Frauen darin, zum anderen das Ineinander von Aufwertung der Erwerbsarbeit, Geschlechter-Gleichheit und der neuartigen Formalisierung haushaltlicher, familialer Tätigkeiten.

2.1 Die Genese der Teilzeitarbeit – die Simultanität von „Ernährermodell“ und Erwerbstätigkeit von Ehefrauen und Müttern

Zunächst zu den Vorurteilen. Wir, frauenbewegte Frauen meiner Generation und ebenso die GeschichtsforscherInnen, dachten über die Geschlechtergeschichte des Nachkrieges schematisch in etwa so nach: „[...] nach einer kurzen Aufbruchphase in

den unmittelbaren Nachkriegsjahren habe sich zunächst vieles rückwärts und dann zwei Jahrzehnte sehr wenig bewegt, bis die neue Frauenbewegung zu Beginn der 70er Jahre zu neuen Ufern aufgebrochen sei.²⁰ Die Kleinfamilie und das „Ernährermodell“ scheinen in diesen Dekaden zu einer Bastion gegen den gesellschaftlichen und ökonomischen Fortschritt geworden zu sein, auf dessen Höhepunkt die Frauenbewegung einsetzte, um die von allen anderen gewünschte Einkerkelung der „Nur-Hausfrau“ zu schleifen und sie durch Erwerbsarbeit zu befreien. Mit Christine von Oertzen halte ich es für sinnvoll, diese Periodisierung in Frage zu stellen, denn kaum 15 Jahre nach dem Ende des Krieges wurde die zeitverkürzte Erwerbsarbeit für Ehefrauen und Mütter in bestimmten Sektoren von einer zunächst von den Unternehmen widerwillig eingeräumten Notwendigkeit zu einer Opportunität für den betrieblichen Personaleinsatz. Sie wurde just in dem Moment, als sich das (männliche) „Ernährermodell“ in allen Schichten durchsetzte, aus Sicht von Unternehmern zu einer Notwendigkeit, welche den Arbeitskräftemangel auszugleichen suchten. Die Etablierung eines spezifischen, teilzeitigen Arbeitsmarkts für Ehefrauen und Mütter fällt also zusammen mit dem Höhepunkt des „Ernährermodells“, oder anders gesprochen, die bevölkerungsweite Durchsetzung der Erwerbstätigkeit aller Erwachsenen (*adult worker*-Modell) nimmt in einer Zeitspanne ihren Ausgangspunkt, als die „Hausfrauenehe“ von einem Ideal zu einer bevölkerungsweit realisierbaren Option geworden war.

In der Vorlesung an der Universität Wien habe ich die Heraufkunft der Teilzeit als neuartiges „Normalarbeitsverhältnis“ untersucht, das gegen Mitte oder Ende der 1950er Jahre von den Unternehmen eingerichtet wurde, um Ehefrauen und Mütter auf den Arbeitsmarkt zu locken. Die Teilzeit war damals ein zögerlich vonstatten gehendes Entgegenkommen der Unternehmen, da sich Ehefrauen nicht auf Vollzeitstellen bewarben. Eigentlich wollten die Unternehmer keine besondere zweite Beschäftigungsform einrichten. Die Teilzeitarbeit war versicherungsrechtlich abgesichert und an den Zivilstand der Arbeiterin gebunden. Dadurch kam eine feste, geregelte und erwünschte verkürzte Arbeitszeit für Mütter und Ehefrauen zustande, deren Ausschluss aus den sozialrechtlichen Sicherungen ausdrücklich vermieden werden sollte. Die Motive von Frauen, die in Teilzeit arbeiteten, muss man aus der Haushaltslogik heraus sorgsam unterscheiden. Die Medien bewarben zwar die Teilzeit als Erfüllung eines weiblichen „Erwerbsbedürfnisses“, doch aus Interviews und den Akten der Arbeitsvermittlungsgagenturen wird ersichtlich, dass es den Frauen oft darum ging, finanzielle Engpässe zu überbrücken und Erfordernisse in der Familie zu decken, und dass sie die Teilzeitarbeit oft wieder verließen, wenn diese Erfordernisse gedeckt waren.

20 Christine von Oertzen, Abschied vom Normalarbeitstag. Die rechtliche Einbürgerung der Teilzeitarbeit in Westdeutschland, 1955–1969, in: *L'Homme. Z. F. G.*, 11, 1 (2000): Normale Arbeitstage, hg. von Christa Hämmerle, Karin Hausen u. Edith Saurer, 65–82, 66; dies., Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen. Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948–1969, Göttingen 1999.

Ende der 1970er Jahre beobachten wir erste Überlegungen von Seiten der Unternehmer in bestimmten Sektoren (Distribution, Dienstleistungen, Gewerbe et cetera), dass die von ihnen zunächst ungeliebte Teilzeit eine Chance für Rationalisierung darstellte, weil sie trotz rechtlicher Absicherung Möglichkeiten bot, die sozialrechtlichen Sicherungen zu unterlaufen (nur fünfzig Prozent der Teilzeitarbeiterinnen genossen in den späten 1960er Jahren den vollen Versicherungsschutz). Diese Chance fiel zeitlich zusammen mit dem Brüchigwerden des Status der Ehe als ökonomischer Institution und der tendenziellen Ausweitung der Teilzeitarbeit auch auf Männer im Rahmen der Forderung von Geschlechter-Gleichheit. Während die historische Forschung von den Wünschen von Frauen ausgeht, aus dem Ghetto der Hausfrauenexistenz auszubrechen und damit möglicherweise auch einen wahren Kern trifft, müsste die Zeitgeschichte der Entwicklung von Teilzeit als spezifisch Frauen betreffendes Mittel der Unternehmenspolitik im Zusammenhang mit spezifischen Arbeitsmarktsektoren untersucht werden.²¹

Dass die Teilzeitarbeit damals (in den 1950er/1960er Jahren) nicht als Möglichkeit für eine Politik der Prekarisierung, zur Steigerung von Unternehmensgewinnen und zum Abbau von Vollzeitstellen wahrgenommen wurde, widerspricht meinem Vorurteil und fordert mich dazu heraus, nach Schwellen oder Blockaden in der Geschichte zu suchen. Der Begriff der „Blockade“ erlaubt mir zweierlei: erstens, Umbrüche der Unternehmenspolitik dingfest zu machen und zweitens, durch eine vorsichtige Analyse dieser Umbrüche mein Vorurteil in Frage zu stellen. Dazu ist es allerdings nötig, dass die Historikerin die Erfindung eines „weiblichen Erwerbsbedürfnisses“ in den 1960er Jahren in ihrer strategischen Bedeutung untersucht, innerhalb der realpolitischen Interessen, die damals aufeinandertrafen.

2.2 Das Ende des Hausarbeitstags infolge der Gleichstellung

Die Einführung der Teilzeitarbeit überlappt sich zeitlich mit einer Debatte um die Anerkennung des Anspruchs von Frauen auf einen bezahlten Hausarbeitstag. Worum es

21 Vgl. Mattes, Krisenverliererinnen, wie Anm. 18, 134f., fordert, die Ausweitung der Teilzeit in einzelnen Branchen, insbesondere Handel und Dienstleistungen, im Kontext neuartiger unternehmerischer Strategien zu untersuchen. Linda McDowell untersuchte die Ausweitung spezifisch ungesicherter Teilzeitarbeit von Frauen in der Folge der Arbeitsmarktreformen in Großbritannien unter Thatcher und zeigt, wie in den 1980er Jahren die Teilzeit eine Opportunität für Unternehmen im Dienstleistungsbereich bot. Hier verkehrte sich die Teilzeit in eine Möglichkeit für Unternehmer, Niedriglohn und das Kalkül auf anderweitige (familiale) Unterstützung zu koppeln. Diese Reformen erhöhten die Zahl der Stunden, die Frauen entlohnt oder unentlohnt arbeiten, verschärften ihre Lebenslage und trafen v. a. Frauen und Haushalte besonders hart, die nicht genug verdienen können, um die Dienstleistungen kaufen zu können, die sie bisher selbst gemacht hatten, vgl. Linda McDowell, *Life without Father and Ford: the New Gender Order of Post-Fordism*, in: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 16, 4 (1991), 400–419, 410.

dabei ging, nämlich die Würdigung der Notwendigkeit von Zeit für die häusliche Ökonomie, ihres Arbeitscharakters und ihrer Unvereinbarkeit mit einer Vollerwerbstätigkeit, verkehrte sich in den folgenden Jahrzehnten, parallel mit dem Slogan vom Erwerbsbedürfnis von Frauen, in die heute gängige Problematik der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Damit wurde die Teilzeit von einem Zugeständnis an Frauen verkehrt in eine Legitimation dafür, einen Teilzeitarbeitsmarkt, zumeist niedriglöhlig und flexibel, speziell für Frauen auszuweiten.

Auf den Spuren von Carola Sachse habe ich die Kämpfe von Arbeiterinnen und Angestellten in Ost- und Westdeutschland gegen die Abschaffung ihres Rechts auf einen entlohnten Haushaltstag verfolgt. Ich war erstaunt, wie selbstverständlich und selbstbewusst Arbeiterinnen in der DDR in unzähligen Eingaben die Funktionäre zu rechtwiesen. Sie ließen sich dieses Recht nicht durch den Verweis auf eine zukünftige Vergesellschaftung der Hausarbeit nehmen. Ähnliches gilt für jene vier Bundesländer der BRD (Bremen, Hamburg, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen), in denen der Hausarbeitstag beansprucht wurde, gegen den Widerstand auch der Gewerkschaften, die argumentierten, dies schmälerte die Arbeitsmarktchancen von Frauen.

Der entlohnte Hausarbeitstag war sowohl in der ehemaligen DDR als auch in der BRD ein Dorn im Auge der Unternehmer, der Ideologen der Marktgesellschaft und der Funktionäre. Als die Arbeitgeberverbände und die CDU-Abgeordneten Ende 1959 das nordrhein-westfälische Hausarbeitstagesgesetz kippen wollten, organisierten die Putzfrauen der Schachtanlage Shamrock 3/4 in Wanne-Eickel eine Briefaktion an die gewerkschaftlichen Frauenfunktionärinnen. Ich zitiere aus dem Brief einer Betroffenen:

Liebe Kollegin! Mit Entsetzen habe ich durch Rundfunk und Pressemeldung die Nachricht aufgenommen, daß in Kürze unser Hausarbeitstag aufgehoben werden soll. Ich verstehe nicht, daß man ein so wichtiges Frauenschutzgesetz, welches jahrelang bestand, wieder abschaffen will. Die Frauen benötigen diesen Tag doch so sehr. Ich z. B. bin seit 6 1/2 Jahren auf der Schachtanlage Shamrock 3/4 als Putzfrau beschäftigt. Ich habe eine elfjährige Tochter sowie eine Mutter von 74 Jahren, die ich betreuen muß. Meinen Hausfrauentag benutze ich dazu, um meine Wäsche zu waschen und zu bügeln. Außerdem erledige ich Wege, die ich wegen der fünf-Tage-Woche nicht erledigen kann [...]²²

Der Hausarbeitstag in der BRD wurde immer mit Bezug auf den Gleichheitsparagrafen gerichtlich verhandelt. In einem Urteil von 1953 hatte der Richter noch realitätsgerecht und entsprechend der Regel, ungeachtet der Ausnahme, argumentiert:

²² Zit. nach: Carola Sachse, *Der Hausarbeitstag. Gerechtigkeit und Gleichberechtigung in Ost und West 1993–1994*, Göttingen 2002, 207.

Hier gilt immer noch für die Angehörigen des weiblichen Geschlechts, und zwar nicht nur nach traditioneller Vorstellung, sondern durchaus handfest und gegenwartsnah, daß es für sie typisch ist, bei eigenem Hausstand in ihm selbst tätig zu sein. Dagegen ist für Männer grundsätzlich und typisch das Gegenteil der Fall, mag es auch hier oder dort mehr oder minder selten vorkommen, daß alleinstehende Männer ihren Haushalt selbst führen. Dieser Sachverhalt als solcher ist entscheidend und wesentlich, so daß es darauf, ob die Frau eine größere Neigung zu Hausarbeiten kraft ihrer Veranlagung hat, gar nicht mehr ankommt.²³

Der Sinn des Gleichheitsgebotes wurde darin gesehen, „die Frauen, die bisher benachteiligt waren, auf den Status der Männer anzuheben“.²⁴

Im Jahre 1979 jedoch wurde der Hausarbeitstag im Westen effektiv aus der Welt geschafft. An die Stelle eines substantiellen Gleichheitsverständnisses, das sich nach der Regel richtete und die typischen Besonderheiten von Frauen außerhalb der Erwerbssphäre strukturell berücksichtigte, trat ein formales Gleichheitsverständnis im Sinne einer „Gleichbehandlung“, das nur noch Einzelfallentscheidungen zulässt. Der Gerichtshof wirkte nicht länger den Folgen der Unvereinbarkeit zwischen Haus- und Voll-erwerbsarbeit entgegen, indem er den durch ihre Betroffenheit hervortretenden Frauen einen Hausarbeitstag einräumte, sondern er entzog diesen die rechtliche Anerkennung ihrer besonderen Betroffenheit, gleichsam als ob nicht die Fakten, sondern die „Anerkennung“ ihre Betroffenheit konstituiert und anderen abgesprochen habe und hier das gesellschaftliche Problem läge. Damit kaschierte das Gericht den Widerspruch zwischen Hauswirtschaft und formeller Ökonomie, welcher eine ersichtliche Ungerechtigkeit zwischen Männern und Frauen verursacht hatte, hinter der Annahme, es handele sich um einen Konflikt zwischen Männern und Frauen, der durch eine künstliche rechtliche Unterscheidung der Geschlechter getragen worden sei, durch eine Ungerechtigkeit des Gesetzes. „Es verstößt gegen den Gleichberechtigungsgrundsatz, wenn den privaten Interessen der weiblichen Arbeitnehmer an einer bestimmten außerbetrieblichen Tätigkeit durch eine Ungleichbehandlung [von Männern, Anm. der Autorin] Rechnung getragen wird“, heißt es in der Urteilsbegründung.²⁵ Auslöser war die Klage eines Krankenpflegers, auch ihm stehe ein Hausarbeitstag zu.

Der Streit um den Hausarbeitstag ohne Lohnabzug ist eine Schneise, die erlaubt, die Sichtbarkeit und Bewertung der häuslichen Ökonomie zu historisieren. Er zeigt, dass die Anerkennung der Bedeutsamkeit dieser Arbeiten im Laufe der 1960er Jahre durch die Kaschierung des Widerspruchs zwischen Erwerbsarbeit und Hausarbeit ver-

23 Zit. nach: Carola Sachse, Ein „heißes Eisen“. Ost- und westdeutsche Debatten um den Hausarbeitstag, in: Gunilla-Friederike Budde Hg., Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945, Göttingen 1997, 252–285, 274.

24 Frust am Herd, in: Der Spiegel, 52 (1979), 48.

25 Deutsche Bundesverfassungsgerichtsentscheidung (BVerfGE) 52, 369 – Hausarbeitstag, 13.11.1979, unter <http://www.servat.unibe.ch/dfr/bv052369.html#Rn002>, Zugriff: 1.12.2013.

schwand, Hausarbeit wurde in der öffentlichen Wahrnehmung zur „Nicht-Arbeit“ oder zum „privaten Interesse“.²⁶ Ebenso zeigt sich eine Verschiebung dessen, was vor Gericht verhandelt wird. Ehedem war es die Tatsache, dass erwerbstätige Frauen auch häusliche Tätigkeiten verrichteten. Nun sind es Frauen und Männer als je substantives Geschlecht, die geschlechtsunspezifische, austauschbare Tätigkeiten verrichten sollen.

Diese Auseinandersetzung um ein deutsches Sonderrecht wirft die Frage auf, wie es sein kann, dass der erbitterte Kampf von Frauen um das Recht auf den bezahlten Hausarbeitstag, den sie von den Notwendigkeiten zu Hause ableiteten, wenig später in der Formel der „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ wiederkehrte. Vereinbarkeit stand hinfort für das Bemühen, primär die Erwerbsarbeit von Frauen auszuweiten und dafür Kindergartenplätze und Krippenplätze zu schaffen, während die Erledigung der Arbeiten im Haushalt nicht mehr thematisiert werden konnte. Auch das Schlagwort der Doppelbelastung trägt dazu bei, die Integration ehemals häuslicher Tätigkeiten in die formelle Ökonomie zu fördern. Ich denke, es wäre angesagt, die Simultaneität einer Vernebensächlichung der häuslichen Ökonomie und der Durchsetzung formaler Gleichheit sowie den Schwund der Anerkennung und Thematisierbarkeit faktisch verschiedener Realitäten von Männern und Frauen weiter auszuarbeiten. Umbruch und Kontinuität liegen hier auf verschiedenen Ebenen. Der Umbruch geschieht, erstens, auf einer symbolischen Ebene, nämlich der Anerkennung formaler Gleichheit, und, zweitens, im Versuch, die fortbestehenden Unvereinbarkeiten durch eine stärkere Integration der häuslichen Ökonomie in die formelle Ökonomie zu lösen; die Kontinuität liegt darin, dass diese Integration in jenem Zwischenbereich der häuslichen und der formellen Ökonomie stattfindet, von dem vor allem Frauen betroffen sind und folglich bleiben.

2.3 Von der Hausarbeit zur Dienstleistung – die Entbettung eines vielsinnigen Tuns

Die Integration der häuslichen Ökonomie in die formelle Ökonomie läuft über die Isolierung und Umwandlung bestimmter Tätigkeiten. Wir haben zu Beginn bereits erwähnt, dass diese statistisch erfassten Dienstleistungen/Arbeiten eine/n leicht dahin bringen, sich daran zu stoßen, dass Frauen „nach wie vor“ kochen, abwaschen, alte Leute pflegen, Kinder betreuen und vieles mehr tun. Es scheint, als hätten wir eine ungebrochene Kontinuität vor uns.

²⁶ Christine Feldmann-Neubert hat aus meiner Sicht zuerst die Phasen der Abwertung haushaltlicher Arbeiten in den 1950er bis 1970er Jahren verfolgt, anhand der damals viel gelesenen Zeitschrift „Constanze“, vgl. dies., *Frauenleitbild im Wandel 1948–1988. Von der Familienorientierung zur Doppelrolle*, Weinheim 1991.

Die Ursache für diese „Kontinuität“ wurde vielfach diskutiert, etwa in den Gender Studies als Problem der „Zuschreibung“ haushaltlicher bezahlter oder unbezahlter Sorgearbeiten an Frauen. Tove Soiland hat betont, dass die neue ökonomische Politik, im Kontrast zu den 1950er Jahren, jedoch nicht mit einer Normierung des Geschlechtscharakters und der besonderen ‚biologischen Eignung‘ von Frauen für Sorgetätigkeiten und Hausarbeiten vorgeht. Im Gegenteil plädieren die EU-Politik und andere politische Instanzen für Gleichstellung und flexible Gender-Rollen, die zwischen Frauen und Männern aufgeteilt werden sollen.²⁷

In meiner Vorlesung versuchte ich, das spezifisch Neue heute aus Sicht von Frauen zu fassen. Ich verstand, dass ich dazu meinen Fokus verschieben müsste. Vor allem Frauen sind als Putzkräfte, Erzieherinnen, Pflegerinnen, Abwäscherinnen, Kassiererinnen und so weiter erwerbstätig – aber nicht nur sie –, und zwar in einem wachsenden Erwerbssektor. Ich beschloss, die Frage „Warum tun Frauen gerade das?“ als Wertung oder Empörung oder Niederlage in Klammern zu setzen und vielmehr die sich aufdrängende Annahme, es handle sich um eine Wiederholung, um ein Steckenbleiben von Frauen im Haushaltlichen, unter die Lupe zu nehmen. Dabei zeigte sich, dass das geschichtlich wirklich Neue ist, dass wir es bei den organisierten Dienstleistungen mit isolierten, vermeintlich ahistorischen „Tätigkeiten“ zu tun haben, die universelle Bedürfnisse oder Notwendigkeiten befriedigen: das Spülen, die Essensausgabe, das Waschen eines hilfsbedürftigen Menschen, das Kochen und so weiter. Diese Dienstleistungen werden geschlechtsneutral, austauschbar, an jedem Ort gleich, teils maschinell, teils durch ein Regelwerk angeleitet, standardisiert verrichtet. Und hier liegt des Pudels Kern, will man die Voraussetzungen für die Expansion des Dienstleistungssektors untersuchen.

Noch in Quellen aus der Zweiten Frauenbewegung können deren Verfasserinnen nur mühsam fassen, was sie als Hausfrauen den ganzen Tag tun. In einem der Dokumente fand ich eine treffende Geschichte: Eine Hausfrau berichtet von ihrem Ehemann, der sie fragt, wo ihre ganze Zeit am Ende eines Tages eigentlich hingegangen ist. Als Normierer setzt er sich daran, an einem Sonntag die verausgabten Arbeitseinheiten zeitlich zu messen. Er scheitert daran, dass sie mindestens fünf Dinge gleichzeitig tut, die er nicht trennen kann.²⁸ In einem anderen Dokument der Selbsterkundung ihres Tagwerks berichtet eine der Frauen, Sigrun, lebhaft von der „Verzettelung“ in der Hausarbeit: Ich habe mich zurückgezogen, will auf die Toilette gehen, sobald ich die Zimmertüre einen Spalt breit öffne, „werde ich unweigerlich Fußballbilder vor’s Gesicht gehalten kriegen, Fragen beantworten müssen und sehe mit gelindem Schrecken

27 Vgl. Tove Soiland, Gender. Von der Passförmigkeit eines Konzepts mit den Erfordernissen spätkapitalistischer Produktion, in: Ilse Nagelschmidt, Kristin Wójke u. Britta Borrego Hg., Interdisziplinäres Kolloquium zur Geschlechterforschung, Frankfurt a. M. 2010, 11–18.

28 Zit. nach: Sachse, Hausarbeitstag, wie Anm. 22, 423f.

all die noch immer nicht erledigten Hausarbeiten“.²⁹ Was tut sie dann beim kurzen Gang zum Klo?

Ich ziehe ein nicht für diese Wäsche bestimmtes Kleidungsstück aus der Kochwäsche, beantworte die Frage meines Sohnes, höre mir interessiert die kurze Ansprache eines anderen Sohnes an, der mir erklärt, welchen Torwart die Tunerier im WM-Spiel eingesetzt hatten und die wahrscheinlichen Gründe hierfür: „Der andere hatte sicher eine Verzehung“. Ich erkläre den Unterschied zwischen Verzehung und Verzerrung. Ich erinnere die Kinder an ihr Versprechen, den Teppich zu saugen.³⁰

Dann geht Sigrun zurück an ihren Schreibtisch. Es ist unmöglich, so sagt sie, alles, was sie im Augenwinkel mitbekommt, auszuschließen, wie etwa das schmutzige Waschbecken, den Staub und die Wünsche der Kinder. Verzettlung bedeutet faktisch die Gleichzeitigkeit von Beobachtungen, Dingen, Nächsten und Tätigkeiten: „[G]leichzeitig versuche ich mich daran zu erinnern, welche nicht kochbaren Textilien ich aus Sparamkeitsgründen in die Vorwäsche der Kochwäsche getan habe, und ziehe sie aus der heißen Wäsche und rede mit meinem Sohn, dem ich den Eindruck vermitteln muß, daß die Abfassung dieser Arbeit (am Schreibtisch) zwar sehr wichtig, er aber wichtiger sei“. Im vorsichtigen Beobachten und Erinnern, was sie tut, wird ihr klar, dass „Zeitbudgets“ das Gemenge verschiedener gleichzeitiger Zeitflüsse nicht fassen und dass es keinen Sinn macht, möglichst rationell, zeitsparend zu arbeiten. Tätigkeiten und nötige Hinwendungen durchmischen sich. Sigrun sagt:

In meiner Ausbildungszeit als Kinderkrankenschwester lernte ich, in noch nicht einmal zehn Minuten einen Säugling zu baden, zu pudern und zu wickeln. So rationell diese Arbeit aus betriebswirtschaftlicher Sicht sein mag, so makaber wirkt diese Arbeitsgeschwindigkeit, wenn man bedenkt, dass sich kranke Säuglinge unter derartigen Bedingungen erholen sollten. Unsere Arbeitszeit als Hausfrauen richtet sich [...] nicht nach unserem Arbeitsvermögen und Arbeitsstil, sondern die Aufgaben selbst bestimmen zum großen Teil die Dauer.³¹

Meine These ist erstens, dass wir mit der Expansion von Dienstleistungen ZeitzeugInnen sind von einer kategorialen Erstarrung vielsinnigen Tuns in isolierbare Tätigkeiten und Funktionen, die sich losgelöst haben sogar von der Person, die sie verrichtet. In dieser Hinsicht bedeutet die Integration der häuslichen Ökonomie in die formelle Ökonomie

29 Irene Block, Uta Enders u. Susanne Müller, *Das unsichtbare Tagwerk. Mütter erforschen ihren Alltag*, Reinbek bei Hamburg 1981, 37.

30 Block/Enders/Müller, *Tagwerk*, wie Anm. 29, 37.

31 Block/Enders/Müller, *Tagwerk*, wie Anm. 29, 49.

eine Ausbettung (*disembedding*) von Tätigkeiten aus dem Kontinuum vielsinnigen haushaltlichen Tuns. Indem sie isoliert und herausgelöst werden, wie die natürlichen Zahlen aus den reellen, können sie versachlicht, kontrollierbar und warenförmig werden.

Eine Geschichte dieser Ausbettung liefe hinaus auf eine Geschichte der Voraussetzung für die Entwicklung eines Sektors personenbezogener Dienstleistungen, der durch den Zerfall des Kontinuums haushaltlichen Tuns in eine Vielzahl diskreter Tätigkeitssegmente erst freigesetzt wird. Es ist klar, und das ist meine zweite These, dass die unglaubliche Vervielfältigung von Dienstleistungen und personenbezogenen Dienstleistungen genau damit zusammenhängt, dass Frauen eben Mehreres gleichzeitig, ineinander und nacheinander getan hatten: Während sie kochte, hatte sie ein Auge auf das Kind und seine Schularbeiten. Heute braucht es die Kantine, den Hort und die Nachhilfe, die Entwicklung von Lehrbüchern und so weiter, und in all diesen Bereichen müssen die dort Berufstätigen versuchen, von ihrem Einkommen zu leben. Es wundert also nicht, dass die Entbettung von Dienstleistungen aus dem Kontinuum der häuslichen Ökonomie ein teures, aber im Umfang der dabei entstehenden Berufszweige hoch produktives Unterfangen ist. Einige wenige Zahlen für Deutschland seien genannt: Barbara Thiessen berichtet, dass 1999 bereits jeder Fünfte im Bereich personenbezogener Dienstleistungen arbeitete, darunter 76 Prozent Frauen. Der personenbezogene Dienstleistungssektor trägt von allen Dienstleistungen am meisten zum BIP bei: „In der Zeit von 1960 bis 2000 hat sich die Bruttowertschöpfung insgesamt von 26.650 Mio. DM (13.625,93 Mio. €) auf 780.450 Mio. DM (399.037,75 Mio. €) erhöht [...]. Jede fünfte deutsche Mark, die 2000 erwirtschaftet wurde, stammt [...] aus dem Bereich der personenbezogenen Dienstleistungen öffentlicher und privater Anbieter.“³²

3. Fazit

Wenn wir die Frage nach Kontinuität oder Umbruch im Zusammenhang mit der Entbettung und Integration vielsinniger Taten aus dem Kontinuum der haushaltlichen Ökonomie in die formelle Ökonomie stellen, so ist es naheliegend, von einem Umbruch auszugehen, dessen Dimension sich nur durch eine historische Untersuchung dieses Ereignisses fassen lässt. Ich meine, dass die Bedeutsamkeit der Geschichte für ein Verständnis der Gegenwart hier am deutlichsten zu Tage tritt. Warum? Es gibt ein Bild von Rodney Needham, einem Ethnologen, das mich inspirierte und das die italienische Historikerin Gianna Pomata für die Frauengeschichte aufgegriffen hatte.³³ Needham

32 Barbara Thiessen, Re-Formulierung des Privaten. Professionalisierung personenbezogener, haushaltsnaher Dienstleistungsarbeit, Wiesbaden 2004, 44.

33 Vgl. Rodney Needham, Polythetic Classification. Convergence and Consequences, in: Man. New Series, 10, 3 (1975), 349–369; Gianna Pomata, Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie, in: Feministische Studien, 2 (1983), 113–127.

hat darüber nachgedacht, wie wir die Schwierigkeit umgehen können, Begriffe zu verfestigen, zu „nominalisieren“,³⁴ dadurch dass wir unsere Selbstverständlichkeiten darin einkapseln und dann davon ausgehen, es handele sich um Kategorien, die überhistorisch und universell einsetzbar seien. Um diese Verkrampfung zu lösen, spricht er von polythetischen, also vielsagenden Klassifikationen, die Pomata im Bild eines aus vielen Fasern gesponnenen Hanftaues veranschaulichte: Manche Fasern gehen lange durch, manche kurz. Ein Schnitt durch die Klassifikation „Familie“ 1950, 1920 und 1890 ergibt jeweils einen ganz anderen Begriffsinhalt.

Diese Entkrampfung vermeintlich universeller Kategorien war für Historikerinnen aus der Zweiten Frauenbewegung wichtig, als sie die Biologisierung der „Frau“ zurückweisen wollten. Ich schlage vor, dieses Bild des Taues heute nicht zuallererst auf Klassifikationen wie „Familie“ oder „Frau“ anzuwenden, sondern es fruchtbar zu machen, um die Heraufkunft der neuartigen Dienstleistungsökonomie zu fassen, und zwar entlang von Aspekten, mit denen wir die Tätigkeiten darin charakterisieren. Ich schlage vor, auch Tätigkeiten als polythetisch zu historisieren und als solche zu untersuchen: Es gibt keine ahistorische Tätigkeit des Abspülens, des Kochens, des Wickelns, der Hausarbeit, der Pflege und so weiter, wie es etwa Statistiken oder manche *Care*-Theorien nahelegen und derart konstatieren, dass Frauen im Teufelskreis der immergleichen *Care*- oder Hausarbeit gefangen sind. Die Gegenüberstellung von „Kontinuität“ oder „Epochenbruch“ löst sich auf, wenn wir nach den zeitlichen synchronen und diachronen Schwellen suchen, in denen die epochale Verschiebung der Tätigkeiten von Frauen zwischen häuslicher und formeller Ökonomie sichtbar wird.

34 Nominalisieren, darunter fassen wir die Tendenz zu einem Verständnis von Worten als Zeichen, die einen universellen Sachverhalt bekleiden. Frau = Frau = Frau, ein Wort für eine biologische Sache.